

herdort, da war alle Zurückhaltung vorbei. Das Casino in R. hat nie wieder ein solch Gelächter gehört, wie an dem Abend.

Und wer trug die Schuld an dem ganzen Unheil? Der Herr Lieutenant von Wittigen! Als er sich so dienst-eifrig bei Weilenheim meldete, hatte er schon beabsichtigt, diesem einen Streich zu spielen. Sein Vorhaben war ihm nur zu gut gelungen. In dem Augenblick nämlich, als Weilenheim mir mittheilte, Wittigen sehe alle Tricots nach, ob sie auch in Ordnung seien, hatte dieser in dieselben sogenanntes Judpulver gestreut.

Dieses Zeug fing nun an zu wirken, als die armen acht Kerle oben auf ihrem Postamente standen und marmorene Statuen vorstellen sollten.

Lieutenant von Wittigen war es auch gewesen, der den Vorhang derart besetzt hatte, daß ihn Weilenheim nicht herunter lassen konnte.

Nachdem in der Gesellschaft das Lachen verstummt war, begann eine Entrüstung gegen den Störer des Festes sich zu entwickeln, daß dieser es vorzog, sich zu entfernen. Bald lehrte bei dem übrigen Theile der Anwesenden die gemüthliche Stimmung wieder ein, nur an unserem Tisch blieb eine Verstimmung zurück, die auch dann nicht ganz wich, als die beiden alten Herren Weilenheim und Müller herantamen und den beiden jungen Leuten erklärten, die Hochzeit könne stattfinden, wenn Weilenheim die Erlaubniß seiner vorgesetzten Behörde erlangt und Helene ihre Aussteuer fertig habe.

Als Weilenheim und ich einen Augenblick allein waren, sagte dieser zu mir:

„Ich habe mir die Sache überlegt, ich darf mir das vom Lieutenant von Wittigen nicht bieten lassen, ich werde ihn fordern.“

„Das wirst Du nicht thun, lieber Freund. Schämst Du Dich nicht, Dein Leben wegen einer solchen Lappalie in Gefahr zu bringen. Denk an Deinen Vater, an Helene!“

„Ich habe Alles bedacht, Bergendorff, aber bedente nur, wie werden mich meine Kameraden necken und aufziehen, ich weiß, ich werde endlich aufbrausen, Jemanden beleidigen, und dann habe ich das Duell doch am Hals.“

„Wahrhaftig eine nette Logik! Dann ist doch natürlich das Beste, Du fängst mit einem Duell an, dann brauchst Du nicht damit aufzuhören.“

„Das habe ich auch gedacht, und deshalb bitte ich Dich, gehe morgen früh hin und bringe dem Menschen meine Karte.“

„Ich? Willst Du nicht lieber einen Kameraden, einen Offizier schicken?“

„Einen Offizier? Ja so, Dir fehlt der Muth!“

„Weilenheim, beleidige mich nicht!“

„Ruhig, Freund, nimm es mir nicht übel, ich bin selbst so aufgeregt, daß ich kaum weiß, was ich sage, ich habe Dich nicht beleidigen wollen.“

„Gut, gib her Deine Karte, ich werde sie dem Herrn morgen früh schon zustellen.“

Bald nach dieser Unterredung kehrte die Gesellschaft nach dem Lindenhofe zurück.

Marie machte ein sonderbares Gesicht, als ich ihr erklärte, ich könne nicht mitfahren und müsse Geschäfte halber in der Stadt zurückbleiben. Das arme Kind weinte fast und sagte:

„Wer hätte das gedacht, daß dieser so lange ersehnte Tag so trübe werden würde.“

Als der Wagen abgefahren war, blieb ich dann noch einen Augenblick im Saale und begab mich dann in meinen Gasthof und zur Ruhe.

Am andern Morgen schon um fünf Uhr trat ich bei Lieutenant von Wittigen ein. Ich ahnte nicht, daß dies ein verhängnisvoller Augenblick für mich werden sollte.

Lieutenant von Wittigen war durchaus nicht beliebt, gegen seine Untergebenen war er grob, gegen seine Collegen prahlerisch, gegen seine Vorgesetzten kriechend. Er war ein Schlemmer sonder Gleichen und hatte es nie verschmäht, eine Flasche Wein mit mir zu trinken, wenn ich sie bezahlte. Uebrigens liebte er es auch, beim Kartenspiele seinem Glücke zuweilen etwas nachzuhelfen.

Als ich bei diesem Herrn eintrat, waren noch zwei Offiziere bei ihm.

Ich machte meine Honneurs und gab mit den entsprechenden Erklärungen Weilenheims Karte ab.

„Es scheint,“ sagte höhnisch von Wittigen, „der Herr Lieutenant von Weilenheim will mich fordern.“

„So ist es, Herr Lieutenant!“

„Dann bitte, melden Sie ihm, solche Karten schicke man nicht durch den dienstthuenden Unteroffizier, sondern durch einen im Range Gleichgestellten.“

„Ich weiß das, Herr Lieutenant, aber ich komme auch nicht als dienstthuender Unteroffizier, sondern als Freund Weilenheims.“

„Gehen Sie nur ruhig nach Hause. Herr Unteroffizier,“ sagte von Wittigen mit höhnischem Grinsen. „Ich habe jetzt keine Lust, mich mit Threßgleichen zu unterhalten.“

„Mit meinesgleichen?“ fragte ich mit gepreßter Stimme. Das war mir wie ein Schlag in's Gesicht und das Blut stieg mir in den Kopf. „Mit meinesgleichen?“ Herr Lieutenant, wer sich von mir Wein bezahlen läßt und mir — auf sehr ehrliche Weise natürlich — mein Geld abgewinnt, der kann allenfalls auch mich als Cartellträger empfangen.“

„Herrr!“ rief von Wittigen, und sein Gesicht wurde ganz aschfarben, „Sie sind ein Unverschämter!“

„Aber jedenfalls kein falscher Spieler, Herr Lieutenant,“ platzte ich heraus.

Ich wußte so, daß Alles verloren war, was lag mir noch daran.

Kaum hatte ich das Wort „Falscher Spieler“ von den Lippen, als auch von Wittigen aufgesprungen war und mir einen Faustschlag versetzte.

In demselben Augenblicke aber lag er auch schon förmlich zusammengeworfen in einer Ecke.

„Wären Sie nicht Unteroffizier,“ wimmerte da der feige Mensch, „Sie müßten sich mit mir scheiden. Jetzt werde ich Sie dem Regimente melden.“

„Wenn Sie noch einige Wochen warten, Herr Lieutenant, so werden Sie von dem Gutsbesitzer, wohlverstanden Herr Lieutenant, nicht von dem Unteroffizier, nein, von dem Gutsbesitzer Bergendorff, eine Forderung bekommen, für den Fall natürlich, daß Sie dann noch satisfactionsfähig sind.“

„Ich werde Sie gleich dem Herrn Hauptmann melden, Sie werden ihrer Strafe nicht entgehen,“ höhnte er.

„Das werden Sie nicht, Herr Lieutenant, ich würde sonst dem Herrn Hauptmann etwas mittheilen, was außer Ihnen bis jetzt nur noch Ihr Freund, der Jude Selig, und durch einen Zufall meine Wenigkeit wissen.“

Der Lieutenant entfärbte sich, sagte aber kein Wort, und ich empfahl mich und eilte zum Bahnhof.

Trotzdem die ganze Affaire noch keine halbe Stunde gedauert hatte, war ich doch in eine Aufregung gerathen, wie fast nie in meinem Leben. Mein Blut jagte durch meine Adern, meine Pulse flogen.

Ich war froh, als ich am Bahnhofe ankam, daß ich nicht lange zu warten brauchte; als es sechs Uhr schlug, fuhr der Zug schon in den Bahnhof des Dorfes R. ein, bald war ich bei meiner Compagnie.

Gegen Mittag wurde ich unwohl und plötzlich — in meinem Leben zum ersten und zum letzten Male fiel ich in Ohnmacht. Ich fühlte, daß ich eine Krankheit in den Gliedern hatte.

Unser Hauptmann hatte mir übrigens den ganzen Morgen etwas angemerkt; ich hatte seit vorgestern, wo ich durch die Leberumpelung der Schützen unserer Seite den Sieg gesichert hatte, einen noch größeren Stein bei ihm im Brett, als vorher.

„Unteroffizier Bergendorff!“ rief plötzlich der Hauptmann.

Ich eilte auf ihn zu.

„Sind Sie unwohl?“

„Etwas, Herr Hauptmann.“

„Da sollen doch alle Teufel dreinschlagen. Wollen Sie krank werden und mir dann hier bei den Bauern liegen bleiben?“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

— Görlik. Das hier in Garnison stehende 1. Schlesische Jäger-Bataillon Nr. 5 hat seit dem französischen Kriege einen besonderen Schützling in seine Obhut genommen: einen Knaben, welcher während der Schlacht bei Sedan dort auf dem Schlachtfelde von einer Marketerinderin des Bataillons geboren worden ist. Der kleine, unter so seltsamen Umständen und mitten im ärgsten Schlachtgetümmel geborene Weltbürger erhielt als Vornamen den Namen „Sedan“; er heißt Sedan Böhme. Der Kronprinz hat als Pathe fungirt und sich seitdem wiederholt für ihn interessiert, während gleichzeitig das Jäger-Bataillon und sein Offiziercorps die Erziehung und das Gedeihen des jungen „Sedan“ sorgsam überwachte. Durch den Kronprinzen ist jetzt nach einem Vorschlage des Bataillons-Kommandeurs angeordnet worden, daß der Knabe am 29. September dieses Jahres in die Militärschule zu Weilsburg aufgenommen werden soll.

— Eine eigenthümliche, an den Wanderzug der griechischen Athleten nach Olympia erinnernde Leistung werden unter Führung des Turnwarts G. Walter sechs Mitglieder des Alten Turnvereins von Breslau ausführen, indem sie zu Fuß von Breslau nach Dresden marschiren wollen. Sie marschiren am Freitag, den 10. Juli, zunächst nach Kostenblut = 32 Kilometer; dann über Striegau nach Vollenhain = 43 Kilometer; dann über Hirschberg nach Kunzendorf = 46 Kilometer; dann über Neustadt nach Friedland in Böhmen = 35 Kilometer; endlich über Rittau nach Kreibitz i. B. = 48 Kilometer. Von hier geht es auf Umwegen durch die sächsische Schweiz nach Dresden = 75 Kilometer, zusammen etwa 279 Kilometer! Die Gemeindeverbände in Kunzendorf und Kreibitz, sowie der Turnverein in Friedland i. B. haben bereits in liebenswürdigster Weise den Läufern Nachtquartiere zur Verfügung gestellt. — Alle sechs Mann werden, um hier auch eine Probe ihrer Arm-tüchtigkeit abzugeben, in der Musterriege, welche das Reulenschwingen vorführt, an dieser Uebung theilnehmen; — ein hübsches Zeichen fürwahr, daß der Breslauer „Alte Turnverein“ die allseitige Ausbildung der Kräfte seiner Mannschaft sich wohl angelegen sein läßt! — Wünschen wir, daß Breslau, welches ja 1878 nahe daran war, ein allgemeines deutsches Turnfest übernehmen zu müssen, seinen guten Ruf in der Geschichte des Turnens auch bei dieser Gelegenheit wahre und mehre!

— Kann man Regen künstlich erzeugen? Zur Beantwortung dieser Frage theilt das „Kieser Tgbl.“ Folgendes mit. Es ist bekannt, daß das Mi-

ma von Manchester allmählich Veränderungen im Verhältniß zur Ausdehnung seiner Manufaktur-Industrie erfahren hat. Seitdem diese Stadt sozusagen ein ungeheurer Ofen ist, regnet es dort mehr oder weniger jeden Tag. Kehnlich erzählt man von Elberfeld, und diese Frage ist seit längerer Zeit insolgebeffen ventiliert worden, inwieweit große Brände auf die Bildung von Regenwolken Einfluß haben. Schon Baron erzählt in seinen Werken, daß sich zur Zeit, als Nord-Frankreich noch im Besitz der Engländer war, die Einwohner von Bordeaux mit der Bitte an den König von England gewandt hätten, daß er seinen Unterthanen verbieten möchte, vor Ende April ihr Haidekraut abzubrennen; denn dadurch würde Wind und Regen veranlaßt, die ihren Weingärten schädlich seien. Sicher ist, daß die Indianer in Paraguay — dies versichern alle Missionäre — die großen Prairien in Brand stecken, wenn ihre Saaten durch Dürre bedroht sind, um dadurch Regen und sogar Gewitterstürme hervorzurufen. Dieselbe Ansicht haben die Kolonisten in den Steppen des westlichen Nord-Amerikas, und neuerdings haben namhafte amerikanische Forscher allen Ernstes den Vorschlag gemacht, in den dürren Gegenden der Vereinigten Staaten auf diesem Wege Regen herbeizuführen. Also wieder ein Fortschritt in der Kultur, Wettermacher im wahren Sinne des Wortes.

— Um die Bäume vor Raupen zu schützen, legte ein Grundbesitzer bei Berlin um jeden Stamm, einen Meter vom Boden, einen drei Finger breiten Streifen gewöhnlicher Watte, und, nachdem solche gespalten, die rauhe Seite nach außen. Es ist durchaus unmöglich, daß eine Raupe diesen Streifen überschreiten kann. Die Watte hält Monate lang und mit einer Tafel kann man einen ganzen Garten unbedingt besorgen. Der beste Leim trocknet, dieses Mittel versagt nie.

— Eisen für Obstbäume. Ein Besitzer von großartigen Obstkulturen in Amerika will durch vergleichende Versuche die Erfahrung gemacht haben, daß Eisen ein vorzüglicher Dünger für Obstbäume, besonders aber für Birnen ist, und zwar bei einem Boden, der arm an Eisen ist. Bäume, die viele Jahre lang unfruchtbar geblieben sind, trugen viele und schöne Früchte, als der Boden an den Wurzeln mit Feil- oder Drahtspänen vermischt wurde. Bei Birnbäumen, die Früchte trugen, welche stets grüblig und rissig waren, verloren sich diese unangenehmen Eigenschaften, als ihnen eine Eisendüngung gegeben wurde. Wir haben schon früher erwähnt, daß die französischen Gärtner durch öfter wiederholte Anwendung von schwachen Eisenvitriolauslösungen sowohl an die Wurzeln, als auf die Blätter der Bäume während des Sommers eine beträchtliche Vergrößerung der Früchte zu bewirken wissen. Die amerikanische Erfahrung hat deshalb eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, Eisenvitriol von mäßiger Stärke dürfte als bester Ersatz für Feilspäne dienen.

— Der Erfinder des Velocipedes. In Chalons-sur-Saone wurde am vergangenen Sonntag ein Denkmal auf dem seit beinahe 50 Jahren verwahrlosten Grabe des Joseph Nicéphore Niepce eingeweiht, welcher der eigentliche Erfinder des Daguerreotyp-Verfahrens gewesen ist. Wie alle Erfinder, war er höchst unpraktisch und suchte, nachdem er sein ziemlich beträchtliches Vermögen geopfert, einen Mitarbeiter, der ihm bei der Verwerthung seiner Idee behilflich sein sollte. So verband er sich im Jahre 1830 mit dem Maler Daguerre, welcher schon die Kunst an den Nagel gehängt hatte und Administrator eines Dioramas in Paris war. Als Niepce 3 Jahre später starb, setzte sein Sohn das Geschäft mit Daguerre fort, aber mit nicht mehr Erfolg als sein Vater. Er ruinirte sich ebenfalls und wurde so arm, daß er seine Mutter in einem Armenhause zu Chalons unterbringen und sterben lassen mußte. In einem stattlichen Landgut, welches dem jüngeren Niepce mehrere Jahre als Wohnsitz diente und dann in fremde Hände überging, wurde vor wenigen Jahren ein Velociped in der Rumpellammer gefunden, das nach der Versicherung eines Entfels des heute Gefeierten von seinem Großvater auf dem Papier entworfen und von seinem Vater nach dem Plane gebaut worden war. Danach wäre Nicéphore Niepce nicht nur der Erfinder der Daguerreotypie, die sich dann zur Photographie ausbildete, sondern auch des Velocipedes gewesen.

— Ein salomonisches Urtheil aus Bengalen. Dem kürzlich erschienenen Buch „A Fly on the wheel“ von Oberstlieutenant Thomas H. Lewin entnehmen wir folgendes Urtheil in einem Ehe-scheidungsprozeß: Ich saß, so erzählt der Oberst, neben dem Raja auf einer erhöhten Plattform vor seinem Haus und trank Thee in der Abendstille. Unser ruhiges friedliches Rauchen wurde plötzlich durch die Ankunft eines jungen, sehr hübschen Weibes unterbrochen, das mit Blumen in den Haaren und mit silbernen Schmucksachen um Arme und Hals, die Leiter heraufkletterte und sich, in Thränen aufgelöst, leidenschaftlich vor die Füße des Raja warf. Langsam und gemessen kletterte nach ihr eine Anzahl Dorfbewohner, in lange, selbstverfertigte Mäntel gehüllt, auf die Plattform und setzte sich stillschweigend zur Rechten und zur Linken des Raja nieder. Der Häuptling fuhr fort zu rauchen, bis das Schluchzen